

(Nachdruck verboten.)

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Ein paar Tage später hielten die Häusler der Zuhls vom Hammernäs ihr Silber in der Hand — schwammen in Silber . . . fünfundzwanzig Thaler per Mann ausbezahlt an Bord der Nacht!

Der junge Zuhl mußte auf dem Postamte des Fischereifedens das Geld für sie in einem Bankbrief mit rotem Siegel drauf nach Hause schicken — und Nejer sandte für eigene Rechnung hundert Thaler von den zweihundertundzwölfen fort, die seinen Anteil bildeten. Sie genossen den Triumph, den sie im Dngd davontrugen, wenn die Geldbriefe nun hineinkamen und fühlten sich als große Fortschrittshelden und Entdecker . . . Und dies war erst der Anfang von den Fischen! — Nicht einer sah auf der Ruderbank, der nicht seine ehrgeizigen Pläne gehabt hätte und Nejer blieb darin gewiß nicht zurück. Er hatte ein außerordentliches Bewußtsein von seiner Klugheit und Geschicklichkeit, nachdem es ihm gelungen, als Teilhaber in eine große Watnegeellschaft einzutreten.

Ja, man räumte gar viel vom Hammernäs an dem Abend, an we' m Nejer ins Fischerdorf fuhr, um das Geld aufzugeben . . . Sobald er sein Odelsgut ausgelöst, wollte er sich daheim einen großen Watnebetrieb einrichten und jedes Jahr auf den Heringfang gehen . . . und dann Hof um Hof vom alten Eigentum der Zuhl zurückkaufen . . . vielleicht mit jedem Nehwurf einen Hof fangen! — Unablässig griff er nach der Brust, wo die Brieftasche steckte . . . hatte er nicht jetzt schon ein ganzes Kapital im Sack? . . . Was wußten sie drünnen im Nassord von dem merkwürdigen Leben hier herausen? . . . ein silbernes Vierschillingstück, das war ja ein Heiligtum, ein wahrer Schatz daheim, und hier? — man achtete dessen nicht mehr als der Heringsschuppe, welche an der Brieftasche hängen blieb. Hier war für ihn das richtige Feld, — die Ueberzeugung davon glänzte ihm aus den Augen!

Bisher hatte er eingesperrt gelebt, wie das Vieh im Stall . . . Ach ja! es beugte ihn im Vorhinein, die neun Monate des Jahres im Hammernäs herum zu gehen und sich in der täglichen Einsamkeit mit Pferden und Pflügen und dem Knickern an Geld und Kost abzugeben . . . langweilig, einsam und leer . . . nach allem, was er von Leben und Unterhaltung und Gespräch und Tanz mitgemacht hatte!

Ein paar funkelnde braune Augen in einem braunen Antlitz waren es, die die ganze Zeit über zwischen seinen Betrachtungen hervorguckten; — es steckte Feuer und Verstand für den ganzen Nassord in ihnen . . .

Ach, — ja! — er stöhnte und fühlte ein tiefes Weh in der Brust.

Nicht zum erstenmal kämpfte Nejer den Opferstreit für sein hohes Geschlecht! Er sah, ungeachtet des vielen Geldes in seiner Tasche und seiner großen Pläne, melancholisch und höchst unglücklich im Mondenschein da, weil er von ihr sich trennen mußte.

Sie und der Hering, das waren zwei neue Ereignisse in seinem Leben. . . .

In der neuen Fischerniederlassung war nun alles fieberhaft angestrenzte Arbeit.

Boote, Landungsbrücken, Fahrzeuge waren ganz von Heringsschuppen überzogen. Heringsschuppen blühten wie dichter Silberstaub aus der See heraus, Heringsschuppen hingen an allem, was man sah und berührte. Mädchen und Weiber, Junge und Alte standen überall am Strande und weideten den Hering aus, den man in Kübeln auf die Plattform vor dem Bachhaus hinaustrug, wo man sie zwischen einem Haufen leerer und einem andern Haufen gefüllter Tonnen einsalzte.

Nejers erster Weg führte zum Landhändler, wo die Briefe expediert wurden. Mit einem selbstbewußt wiegenden Gang bahnte seine eckige, hohe Gestalt sich den Weg durch die Volksmenge. Er fühlte sich nun als einer der Watenbaase und ging mit umsichtiger, weltkundiger Miene herum,

während er aus einer kurzen Porzellanpfeife feinen zerhackten und gebeizten Blättertobak rauchte. Das Gebränge war dicht, lauter echte Leerjaden mit Bart und Südwester, — die Züge unterschied man nicht mehr in der Dunkelheit. Man sagte, das Dorf sei nun so überfüllt, daß die Leute in den Hütten stehend schliefen, und die Mannschaft mußte zum Teil ihre Nachtruhe in den Booten, auf Stroh, unter Stoben und dem Segel suchen. Wer kümmerte sich darum aber jezt; man schlief und träumte in einem wahren Heringssieber; man hätte es wohl auf der nackten Ruderbank ausgehalten!

Nejer bewegte sich mit unruhiger Gast. . . . Sein Blick spähte angestrengt bald hierhin, bald dorthin, um sich zu überzeugen, ob sie wirklich mit herausgekommen war.

Drumten auf der Plattform des Bachhauses nahm die Arbeit noch ihren Fortgang. Man rollte die vollen Tonnen in eine Schaluppe und staute sie hier an Bord über einander und einige Frauenzimmer weideten bei Licht und Laterne die Heringe aus und beilsten sich um die Wette mit den Männern, welche in die Tonnen packten und einsalzten, — es fehlten nur noch wenig Tonnen auf die ganze Schiffslast.

Unter diesen Frauen bemerkte Nejer eine schmale, hohe Gestalt mit einem Tuch um den Kopf und den Leib. Sie beugte sich und erhob sich und tummelte sich lebhafter als die andern.

Nejer stand mit einmal still, unbeweglich wie ein Stod, mit scharf angespannten Sinnen. Es rührte sich in ihm etwas wie eine warnende Stimme, — etwas, als ob er im Begriff sei, den Rubikon zu überschreiten . . . Bald war sie innerhalb des Laternenscheins, bald außerhalb . . . Das Anschauen konnte doch nicht schaden!

Er näherte sich immer mehr . . . Wie flott und behende sie arbeitete! — warf fast zwei Heringe in das Schaff, während die übrigen mit einem fertig wurden, und doch plauderte sie und trieb Unsinn! — Nun trug sie mit einer anderen den vollen Eimer weg und kam mit einem neuen . . . Das war alles ein Spiel für sie! — Sie setzte ihn mit einem Schrunge auf den Boden und warf den ersten Hering hinein . . . Gewiß war sie ungemein gelenkig! Und viel, viel stärker, als sie zu sein schien . . . nicht eine einzige von den andern konnte es mit ihr in irgend etwas aufnehmen, dessen war er sicher . . .

Ein Hering glitt ihr in diesem Augenblick aus der Hand und über die Brücke ins Dunkel hin, wo er stand. Blitsschnell hob er ihn auf und steckte ihn, so naß und schlüpfrig und abgeschuppt wie er war, in die Seitentasche.

Bald stand Nejer noch näher, fast an ihrer Seite, und eben wollte er scheinbar gleichgültig ein Gespräch eröffnen, als eine Person, die sich bei den aufgestapelten Tonnen befand und vor dem Mund etwas Blut hatte, die wohl von einer Cigarre kam, als diese Person zu reden begann:

„Gast Du es aber heute eilig, Stina! Hui, wie der Hering springt! . . . Man begreift, daß Du Dich tummelst; so schlägt bald die Stunde zum Tanzen! . . . Ginge das so den ganzen Tag, Du würdest allein mit der Schaluppe fertig, glaub' ich!“

„Wenn es Merlanen oder Stockfische wären, — so groß wie ein Handlungscommis, dann wohl! — so sind es aber nur kleine Heringe!“

Nejer lächelte laut. Er war noch nicht aus dem Stimmwechsel heraus und erhielt seine Heiterkeit bezahlt: „Was für ein Widder meckert da?“ wurde ihm aufs Geratewohl in das Dunkel hinein zugerufen.

„Stina ist heute abend nicht gnädig gelaunt,“ fuhr der Commis zu neuen fort; „sie weiß, daß der Steuermann droben sitzt und wartet.“

„Der Steuermann!“ — sie schlug mit dem Schaff ihres Messers auf das Schaff — „er kann auf den Händen gehen und sogar mit den zwei dicken Pfosten um die Wette tanzen, mit welchen Ihr den Boden stampft!“

„Und dann traktiert er so flott mit Pfefferluchen und Kaffee,“ meinte der Commis.

„Ja, freilich, — wenn man den ganzen Tag, von vier Uhr morgens an, gearbeitet hat, dann ist man am Abend nicht im stande, einen Mehlsack im Tanz herumzubugieren!“

„Was, glaubst Du, Stina, was wird er dazu sagen, er,

Doktor Frederiksen . . . der Landstreicher . . . der Zigeuner . . . der Pferdodoktor! — er, der nicht bloß die Kasse schindet, sondern auch nach Menschen sticht! Mir scheint, Du und der Untersteuermann müßt Euch in acht nehmen!“

Aus der gebeugten Stellung, in welcher sie den Hering aufschlichte, erhob sie sich rasch und spannkraftig wie eine Uhrfeder und schleuderte ihm die blutigen Eingeweide des Fisches ins Gesicht.

„Sag das noch einmal, und Du kriegst noch mehr!“ rief sie rasend vor Wut.

„Das wirst Du hühen!“ schrie er und machte eine Bewegung, der sie entging, indem sie sich auf die andre Seite des Schaffes schwang. Er wollte sie von rückwärts um den Leib fassen, als sie, weinend vor Erbitterung, rief: „Probir's, wenn Du es wagst!“ — und mit wilder Geberde das Schlitzmesser hob.

Unschlüssig blieb er stehen.

„Ja, probier es, wenn Du es wagst!“ brüllte Rejer und sprang mit einem Satz zwischen sie.

Der Commis schaute ihm ganz nahe in die Augen.

„Ah — Rejer Zuhl! Der Bankrottierer . . . Es wäre besser, Du bezahltest, was Du schuldig bist, als Dich hier einzumischen . . .“

Sogleich liefen die Leute um sie zusammen. Das schien ja eine Schlägerei zu werden! Der Commis donnerte weiter:

„Ja wohl, — siebentundneunzig Thaler mit Zinsen haben wir bei der Hinterlassenschaft Deines Vaters angemeldet! — Für Tuchware . . . Ich schätze, es sind die Kleider, in welchen Du da stehst!“

Er lachte höhnisch, und Rejer fühlte, wie die Leute ihm neugierig ins Gesicht sahen, um sich den Bankrottierer genau zu merken.

Er war tödlich gekränkt. Sein Stolz erhob sich in seiner hohlen Zuhldröße. Dem Commis eins vor den Kopf geben half da nichts! . . .

Rasch zog er die Brieftasche heraus und fragte überlaut, ob er bezahlen könne — jetzt gleich . . . hier auf der Stelle!

„Dank dem Angebot — wir haben überall Zahltsch, wo wir Geld bekommen!“ — antwortete der Commis etwas stutzend; er erhielt mit einmal wieder sein kaltes Blut.

Rejer hielt mit zitternder Hand den roten Hundertthalerzettel gegen die Laterne . . . und der Commis rief zwei Böttchergesellen als Zeugen herbei . . . er fühlte, daß die Stimmung nicht mehr für ihn sei, und zog sich zurück.

Es schwindelte Rejer, — er lieferte seinen letzten Hundertter aus! — aber es hielt ihn aufrecht, daß so viele zuschauten, und er hörte die schwarze Fischmagd laut bewundernd äußern:

„Einen „contanteren“ Menschen habe ich nie gesehen!“

„Bankrottierer . . . Bankrottierer!“ wiederholte er sich höhnisch, während er im Dunkeln auf und ab ging —

„Bankrottierer! . . .“ Er legte einen Zehner, seinen letzten und einzigen, wieder in die Brieftasche, wo der Hundertthalerschein gelegen, und er ging näher zum Licht, während er es that; — es schadete nichts, wenn die Leute glaubten, es befänden sich noch mehrere Hundertter dort, wo er den einen herausgenommen . . . Und . . . war er auch nicht „contant“, so wollte er es bald werden; das werde er Ihnen zeigen! — er richtete sich auf wie ein junger Löwe! . . .

„Er richtete sich auf wie ein junger Löwe! . . .“

„Er richtete sich auf wie ein junger Löwe! . . .“

„Er richtete sich auf wie ein junger Löwe! . . .“

Rejer folgte schnell nach . . . und das Herz begann ihm bis in den Hals hinauf zu klopfen; denn Stina ging ganz allein vor ihm her. Die Empfindung der schändlichen Kränkung, die sie erlitten, wurde in ihm wach . . . Arm und schuhlos wie sie hier umherging und ihr Brot verdienen mußte, durfte jedermann sie beleidigen! . . . Niemand, der sie verteidigt hätte! . . . Doch, einer! . . .

Im nächsten Augenblick stand er an ihrer Seite, — so plötzlich, daß sie überrascht zu ihm aufsaß. Ihr Antlitz trug noch Spuren der Erregung und der Thränen . . . Wie war sie doch unmaßes schön!

„Sti . . . Stina!“ rief er aus, „da . . . da! — nimm die Kette! — Ja, ja, hörst Du, — nimm sie nur! — Kränke Dich nicht! Ich habe die ganze Zeit an Dich gedacht — mitten

im Heringsfang . . . nur daran, daß ich mich nicht von Dir verabschiedet! — und ob Du noch hier im Dorfe lebst, — Du würdest es nicht glauben, wie sehr ich fürchtete, Du wärest fort! — So wie Du ist niemand anders . . . kein zweites Frauenzimmer! — Deinesgleichen giebt es nicht in der Welt! Ich würde Dich sogleich erkennen, und wäre es noch so weit von hier, schon am Buchs! . . . Und wie Du gehst . . . so leicht wie Du tanzt! . . .“

„Siehst Du, ich bin Rejer Zuhl; Jan Zuhl vom Kafford drinnen, das war mein Vater! Du kannst Dir denken, der Odelsgutserbe vom Hammernäs, — denn das bin ich, mußst Du wissen, — kann im Bygd kriegen, wen er will . . . Aber . . . bin ich auf den Fischfang gegangen, weil ich's wollte, gegen allen Brauch, so ist Rejer Zuhl auch Mannes genug, sich die Frau zu nehmen, die er will, und wenn das ganze Bygd sich darob die Kehle ausschreit! Mir ist es alles eins, ob sie Dich „Schwarze Stina“ oder „Zigeunerin“ nennen! — Meinethwegen nur zu . . . das macht mir nichts! — nicht die Spur! — wenn Du mir nur außs Hammernäs folgst . . . sonst liegt mir am ganzen nichts mehr daran . . . ohne Dich ist es nun überall leer!“

Sie hatte beide Augen aufgerissen und sah ihn an, — ihre hohe, schlanke Gestalt machte eine abwehrende Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mode, Religion und Krankheit im 16. Jahrhundert.

Die Herrenmoden erregen heute nur noch ein beschränktes Interesse. Farben und Formen sind von einer wenig aufregenden Konstanz, und sowie das stetige pünktliche Mitgehen mit der vielfach wechselnden Mode der Frau der „guten Gesellschaft“ geradezu zur Pflicht gemacht wird, ist man gewohnt, den hochmodernen gekleideten Mann als einen unmännlichen „Siger!“ zu verspotten. Immer ist das nicht so gewesen. Auch die Männer haben früher mit Formen und Farben Eindruck zu machen gesucht, auch bei ihnen spielten kostbare, bunte und glänzende Stoffe, Goldborten, Federn, Spitzen, Schnallen usw. eine bedeutende Rolle. Auch sie haben einst wie bunte Zeigige vor den Menschenweibchen paradiert und ihre Reize zur Schau getragen. Der Wechsel ist kulturgeschichtlich bedeutsam. Wohl macht der Mann heute der Form nach den Heiratsantrag. Der werbende Teil ist aber doch wohl gar zu oft der weibliche, der darum auch das bunte Kistzeug der Mode nicht entbehren kann.

Wertvolle Aufschlüsse über die Stellung der Kleidermode, insbesondere der männlichen, in der Kultur des 16. Jahrhunderts findet man in dem jüngst erschienenen Werke des geistvollen dänischen Historikers Troels-Lund: „Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten“. (Deutsch bei V. G. Teubner, Leipzig 1901.) Wenn es sich hier auch vornehmlich um die Verhältnisse der nordischen Reiche handelt, so darf doch das meiste dreist auf die andern Kulturländer übertragen werden; Dänemark zumal stand damals in viel engerer politischer und kultureller Verbindung mit Deutschland als heutzutage. Da hören wir nun, daß die „neuen Moden“ durchaus nicht nur unter ästhetischem und ökonomischem Gesichtspunkte betrachtet werden sollten, sondern noch viel mehr unter religiösem und hygienischem. Der letztere wird zwar auch heute oft genug betont, aber wir werden sehen, daß die heutige Hygiene mit der damaligen recht wenig zu thun hat.

Die „neuen Moden“ sind nach der Auffassung des 16. Jahrhunderts unter allen Umständen etwas Schlimmes, etwas so Schlimmes sogar, daß menschliche Bosheit allein nicht fähig wäre, sie auszuheden. Nur der Teufel ist dazu im stande. In seinem Streben, die Menschen Gott abwendig zu machen, listet er sie zu diesem Unfug an. Er hat eine Schar kleiner Teufel zur Verfügung, welche die Aufgabe haben, die Menschen zu diesem oder jenem Auswüchse zu befördern, so u. a. den Hosenknäuel, der die verwerfliche Mode der Pluderhosen in die Welt brachte. Und dieser Hosenknäuel verstand keinen Spaß. Als ein brandenburgischer Prediger zu scharf gegen ihn loszog, hängte er ihm am nächsten Sonntag ein Paar solcher Pluderhosen seiner Kanzel gegenüber in der Kirche auf. Das berichtet der brandenburgische Bischof Musculus selber; so dürfen wir nicht wohl daran zweifeln. Und der Teufel wußte dabei genau, wie abscheulich solche Pluderhosen waren. Das lehrt die Geschichte eines Malers, der den Teufel möglichst greulich darstellen sollte und ihn darum mit Pluderhosen malte. Das war aber Satan doch zu stark. Er erschien in höchst eigier Person und gab dem Maler einen gewaltigen Wadenstreich, denn: „er habe ihm Gewalt gethan, mit Unwahrheit also gemalt, dann er nit so scheußlich und greulich sei, als er ihn mit Pluderhosen abcontersert habe“.

Welches Mittel hatte nun Gott gegen diese Bosheit des Teufels? Da er nach der Meinung der Zeit dem Teufel selbst nichts anhaben

konnte, so mußte er sich an die verführten Menschen halten. Diese durften bei so schwerer Verfehlung aber auch gewiß nicht auf Nachsicht rechnen. Das konnten sie jeden Sonntag von der Kanzel hören. Den neuen Moden folgte die göttliche Strafe meist unmittelbar auf dem Fuße, selbst in Form von Krankheit und Tod. Und da die Mode doch nicht einzeln auftrat, sondern große Kreise in Sünde verstrickte, so befand die Strafe auch folgerichtig in Volksepidemien. Dieses innige Verhältnis zwischen Mode und Sünde zeigte sich auch daran, daß beide Erscheinungen aus derselben Heimat in die nordischen Reiche einzogen. Die dänische Lesebibel vom Jahre 1608 vermittelte diese Wahrheit an alle Schulkinder des Landes:

Als Dänemarks Volk trug Engländertracht,
Hat das uns den „englischen Schweiß“ gebracht.
In französische Kleider steckt dann man den Leib,
„Französische Pocken“ bei Mann und bei Weib.
Die neue Tracht ihre Strafe stets findet,
So ist es als zeitliche Strafe verlündet.“

Ebenso folgte nach dem seeländischen Bischofe Peder Palladius auf die weltliche Tracht der „weltliche Schorf“, auf die spanische der „spanische Ausatz“ usw. Da mußte der Zusammenhang doch selbst den Ungläubigsten klar sein.

Aber trotz alledem ließ sich der Modesünde nicht steuern. Die Geistlichkeit trug übrigens nicht geringe Schuld daran. An Warnungen ließ sie es freilich nicht fehlen, um so mehr aber am guten Beispiel, denn sie selbst unterwarf sich den siegreichen neuen Moden. Und auch die weltlichen Autoritäten zogen die doppelte Buchführung vor. Bischof Musculus erzählt bestimmt, daß „der Sohn eines mächtigen Mannes, den ich um seiner Würdigkeit und seiner Vortrefflichkeit willen nicht zu nennen wage, sich auf solche Pluderhosen drei Puffen hat machen lassen, so daß ich sehr erstaunt darüber bin, daß die Erde einen solch' gottlosen und übermütigen Menschen nicht verschlungen. . . Ich fürchte, die zeitliche Strafe ist allzu gering; Gott wird es mit der ewigen Strafe des Gerichtes heimsuchen wollen“. Aber selbst die höchste Autorität, der König, trieb es um kein Haar besser. In einem Briefe an die theologische Fakultät von Kopenhagen stimmt Christian IV. in die allgemeine Klage der Geistlichkeit ein: „Wisset, daß demgemäß ganz und gar kein Zweifel ist, daß Gott der Allmächtigste höchlich erzürnt ist über die große Hoffart, welcher sich die Menschen in dieser Zeit ergeben, besonders mit ihrer Kleidung, mit ihren hohen Spizhüten und andrer leichtfertiger Kleidertracht, so daß sogar Gott im Himmel sein besonderes Mißfallen über so etwas durch wunderliche Geburten und verschiedene Zeichen oft und häufig zu erkennen giebt.“ Und dabei erscheint derselbe Christian IV. auf den Bildern gerade in Sachen der Mode vollkommen auf der Höhe seiner Zeit, ja für sein Reich war er tonangebend von Spizhut, Haarzopf und überfallendem Stragen an bis zu den breitgeschäftigen Stiefeln. Was halfen da alle Mißgeburten? Was half es, daß in Gladfare zur Warnung für jedermann, besonders für die, welche widerpäntig gegen Gottes ernsthafte Drohung hartnäckig festhalten an ihren neuen Manieren, an den hohen Spizhüten und an der Aergernis erregenden Kleidertracht“, ein Mädchen geboren wurde mit einem hohen, breiten, runden Fleischwulst am Hinterkopfe, der sich nach oben zuspitzte, „nach dem Muster jener gewirkten Hauben, wie sie jetzt vom weiblichen Geschlecht, adlig und bürgerlich, arm und reich, getragen werden“? Und gegen die Pluderhosen warnte wohl ebenso vergeblich ein Bube, dessen Schenkel ganz von dickem Fleisch überwuchert war, so daß er den großen, weiten Hosen ähnlich war; „die Beine waren gleichsam die Stiefel mit großen, aufgekämpften Stulpen“.

Wann der Glaube an diesen engen Zusammenhang von Mode und Religion geschwunden ist, läßt sich nicht genau feststellen. In der Zeit des dreißigjährigen Krieges, ja noch während der Belagerung von Kopenhagen (1658) finden wir ihn offiziell anerkannt. Ganz ausgestorben ist er wohl selbst heute noch nicht und mancher gläubige Eiferer mag die Mode im innersten Herzen als „sündhaft“ verdammen; aber Seuchen und Mißgeburten waren doch zu strenge Strafen für die Modelichtheiten. Sollen wir nun annehmen, daß das männliche Geschlecht, das starke, sich diesen Gewaltmaßregeln löblich unterworfen hat, während das schwächere, aber zähere, weibliche über sie triumphiert? Oder glaubt der Mann wirklich auf den der Frau unentbehrlichen Kleiderschmuck verzichten zu dürfen? Die Beantwortung der Frage bleibt uns der Kulturhistoriker schuldig; er überläßt sie dem Philosophen. —

Marie Bloch-Laubien.

Kleines Feuilleton.

— Handel und Wandel in China. Es war zu Kintzju in der Mandchurei, so erzählt W. Meißler = Smith in „Pester Lloyd“. Als ich eines Tages eine Rundfahrt durch die Stadt machte, fielen meine Blicke auf ein chinesisches Bild auf einem Marmortafelchen, welches in einem Magazin aufgestellt war, wo ein wenig von allem verkauft wurde, so eine Art Trödelbude. Da ich ein ähnliches Bild nie gesehen hatte und ein großer Freund von Kuriositäten war, beschloß ich sofort, mir den Gegenstand um jeden Preis anzueignen. Am nächsten Tage lehrte ich mit meinem Dolmetsch zu dem Verkaufstotal zurück. Wir

steigen von dem Wagen ab und werden von dem Kaufmann mit ausgefuchter Höflichkeit empfangen. Nachdem wir uns gesetzt haben, wird uns Thee serviert, und wir sprechen eine Stunde lang vom Regen und vom schönen Wetter; dann werfe ich einen nachlässigen Blick im Laden umher und frage den Verkäufer, wie es möglich sei, für all das alte Gerümpel Käufer zu finden. Der Chinese sieht mich lächelnd ins Gesicht und fragt, ob es mir nicht genehm wäre, seine Waren eingehender zu betrachten. Ich erhebe mich, schaue mir die Verkaufsgegenstände an und gelange endlich an das alte Bild. „Was Sie da für altes Zeug haben, sage ich, die Farben sind schon ganz verbläht und kaum kann man noch erkennen, was es sein will. Weshalb lassen Sie diese Marmorplatte nicht übermalen?“ Der Kaufmann sieht mich ganz erstaunt an, als hätte ich irgend eine Ungeheuerlichkeit ausgesprochen, und erwidert, jedes seiner Worte betonend: „Altes Gemälde, sehr alt. Ming-Dynastie.“ Und wie jedermann weiß, giebt es kein Land, wo Antiquitäten so geschätzt werden wie in China. In diesem Falle ziehe ich ein neues Bild vor, „entgegne ich; wenn Sie etwas Schönes hätten, möchte ich es wohl kaufen; aber ich sehe hier nichts Gutes.“ Wir nehmen unsre Plätze wieder ein, schlürfen weiter Thee, plaudern noch ein wenig und verabschieden uns dann. Der Kaufmann geleitet mich dann zur Thür und fordert mich höflich auf, meinen Besuch zu wiederholen.

Zwei Tage darauf komme ich wieder zu ihm, und nach einigem Hin- und Herreden bringe ich die Konversation auf das Gemälde. „Wenn Sie es mir recht billig geben, sage ich, will ich es doch nehmen, denn das Marmortafelchen gefällt mir.“ Der Kaufmann nannte einen fabelhaften Preis. Ich lächle laut auf und bot ihm den hundertsten Teil der verlangten Summe. Für solch alten Plunder, sage ich, ist das noch viel zu viel. Der Kaufmann beachtet mein Angebot gar nicht, und wir kehren zu unserm Thee zurück. Als ich ihm Adieu sage, läßt er etwas von seinem Preise nach, allein ich bedachte ihm, einen andren Käufer zu suchen. Eine Woche vergeht, ohne daß ich ihn wiedersehe. Nun läßt er mich fragen, ob ich ihm nicht einen kurzen Besuch machen wolle. Bei dieser Gelegenheit verlangt er nur noch die Hälfte seines Preises, allein ich erwidere, daß mir das Gemälde nun nicht mehr gefalle und biete ihm noch weniger als das erste Mal. Ich kam noch einige Male in den Laden, aber der Preis war mir immer noch zu hoch.

Au einem gewissen Nachmittage trant ich abermals bei ihm Thee. Als ich ihn verließ, sagte ich: „Zei dien, ming tien woh jow tschu (Adieu, ich reise morgen ab).“ Die Folge hiervon ist eine plötzliche bedeutende Waixe im Preise des Bildes, aber auch dieser Preis ist mir noch zu hoch. „Wann kommen Sie zurück?“ fragte er mich. „Ich komme gar nicht wieder,“ antwortete ich. Er nimmt eine ernste Miene an, holt eine Rechenmaschine und rechnet rasch, indem er die Kügelchen nach rechts und links schiebt. „Dies ist mein letzter Preis,“ jagte er. „Und das ist mein höchster Preis,“ entgegnete ich. „Poo-ke-i (ich kann nicht)!“ sagt der Kaufmann; und wir nehmen Abschied von einander. Am nächsten Tage reise ich mit meinem Gefolge ab. Als ich an dem Magazine meines Kaufmannes vorüberfuhr, näherte er sich meinem Wagen, und die Unterhandlungen begannen von neuem. Ich bleibe steif und fest bei meinem Angebot, und endlich ist er bereit, abzuschießen. Ich war froh, das Gemälde um diesen Preis erstanden zu haben, als ich indessen sah, daß der Kaufmann mir mit lächelndem Munde als Draufgabe noch ein Geschenk machte, schien mir dies kein gutes Zeichen, und ich sagte zu mir selbst: Mein Alter, der Langzopf ist durchtriebener als du, du hast dich von diesem Handelschinesen wahrscheinlich überköpeln lassen. Nachdem ich jedoch das Marmortafelchen von der Staubsticht, die es bedeckte, befreit hatte, sah ich zu meiner freudigen Ueberraschung, daß ich dennoch ein Kunstwerk vor mir hatte. Ein Chinesischer Kaufmann fragt nie, was Du zu kaufen wünschst, noch was zu Deinen Diensten steht, sondern er bietet Dir Thee und eine Pfeife an. Es ist Deine Sache, ihm im Laufe des Gesprächs mitzuteilen, ob und was Du zu kaufen begehrt, und er wird nie versuchen, Dich zu überreden. Du kannst mit ihm plaudern und seinen Thee trinken, ohne deshalb auch nur im geringsten verpflichtet zu sein, etwas zu kaufen. Es ist ein „Freier Eintritt“ im wahrsten Sinne des Wortes. —

— **Wienensich und Wienengift.** Ueber den Wienensich ist im allgemeinen die Ansicht verbreitet, daß er nicht nur den Menschen, sondern auch den Bienen selbst schädlich sei. Man glaubte, die Biene gehe dadurch zu Grunde, daß der Stachel in der Wunde stecken bleibe und somit aus dem Leibe oft mit andren Organen zusammen herausgerissen würde. Mindestens aber werde eine tiefergreifende Störung in ihrem Organismus bewirkt, durch die sie ihr Leben einbüße. In dem „Prometheus“ wird nach den Mitteilungen der Heilkunst diesen landläufigen Ansichten auf Grund genauere Beobachtungen widerprochen. Der Wienensich ist eine Verteidigungswaffe, und zwar gegen angreifende Feinde zur Erhaltung des Individuums. Es wäre also schon an und für sich widersinnig, zu denken, daß diese Verteidigungswaffe zugleich zur Selbstmordwaffe werden sollte. Regel ist vielmehr, daß die Bienen beim Stechen den Giftstachel nicht einbüßen; nur in Ausnahmefällen gehen sie dessen verlustig; ob dies den sicheren Tod zur Folge hat, ist nicht gewiß. Der Verlust des gesamten Giftapparats mit dem Stachel ist eine so seltene Erscheinung, daß sie ohne Belang ist; in diesem Falle scheint allerdings der Tod der Biene die Folge zu sein, wie

in einem Falle festgestellt werden konnte. Bekanntlich werden die Inker weniger von den Bienen gestochen als andere. Das kommt nicht daher, weil sie von Natur aus für das Biengift unempfindlich sind, sondern die Unempfindlichkeit muß erst nach und nach erworben werden. Manchmal spielt aber auch die große Ruhe und Geistesgegenwart des Inkers eine große Rolle. Die Entzündung nach einem Bienenstich kennt jeder. Als Gegenmittel wird alles mögliche empfohlen, das beliebteste ist Salmiakgeist. Wahrscheinlich wirken die verschiedenen Gegenmittel auf den Einzelnen mit verschiedenem Erfolge ein.

Das eigentliche Biengift ist eine chemische Waffe; der Stachel ist nur das Mittel, dasselbe dem Feinde beizubringen. Der wesentlichste Bestandteil des Biengifts ist wasserfreie Ameisensäure, die im Bienenleibe selbst gebildet wird. Das eigentliche Gift scheint doch eine Art Alkaloide zu sein, eine Gruppe chemischer Verbindungen, zu der auch eine Anzahl der schärftsten Pflanzengifte gehört. Da auch die Stiche anderer Insekten, von Wespen, Mücken, Stacheln, oft nicht weniger schlimme Folgen haben können als die der Bienen, so geht man nicht fehl, wenn man annimmt, das Gift aller stechenden Insekten sei dasselbe und weise nur geringe Veränderungen je nach den äußeren Umständen auf. —

Kunsthandwerk.

h. Eine indische Kunst. Die indischen handgemalten Kham-Mar-Stoffe, welche einst einen außerordentlichen Ruf genossen haben, können in technischer Hinsicht mit europäischen Erzeugnissen ähnlicher Art nicht in Wettbewerb treten. Doch die Kühnheit der indischen Zeichnungen, die sorgfältige Ausführung der minutiösen Details wie ihre Farbenharmonie, giebt ihnen einen eigenen Reiz, der im Verein mit der Billigkeit dieser Stoffe viele Käufer besessen würde, wenn sie nur in größeren Quantitäten nach Europa importiert werden könnten. Die Stoffe können zu sehr mannigfachen Zwecken verwendet werden, so als Tischdecken, Vorhänge usw.

Das Fabrikationsverfahren dieser Stoffe ist, nach einem Bericht von Azizuddin im Journal der „Society of Arts“, recht primitiv und einfach. Das erste Stadium bildet das Präparieren der Stoffe für das Bemalen. Eine genügende Quantität Galläpfel wird zerstampft und in Wasser gelocht, der Bodensatz wird entfernt, worauf ein viertel Maß Büffelmilch oder ein halbes Maß Kuhmilch mit Wasser vermischt und der Galläpfel-Lösung zugeetzt wird. Darauf wird der Stoff hineingelegt und mit der Flüssigkeit gesättigt. Nach einiger Zeit wird er wieder herausgenommen, ausgedrückt und getrocknet. Dann wird der Stoff zusammengefaltet und mit einem Block geschlagen, worauf er zum Bemalen fertig ist. Mit einer Alaunlösung, welche eine matte, dunkle Farbe giebt, werden nun Blumen oder andre Gegenstände künstlerisch mit einem Pinsel gemalt oder mit einem Modell auf den Stoff gedrückt. Er wird dann getrocknet, behutsam in Wasser gewaschen und hierauf in Wasser mit zerstampften Rima-Wurzeln (Morinda umbellata) gelocht. Während des Kochens, das fast drei Stunden dauert, wird der Stoff häufig mit einem Stoß umgerührt, worauf man ihn herausnimmt und abkühlen läßt. Nach dem Abkühlen wird er in Wasser gelegt, welches mit Schafsdung vermischt ist, und sogleich wieder herausgenommen. Der Stoff wird nun wieder gut gewaschen und getrocknet, indem man ihn über feuchtem Sand im Freien ausbreitet und so etwa sechs Stunden liegen läßt. Dieser Prozeß macht die leeren Räume zwischen den Blumen weiß. Die weißen Teile werden dann mit Farben heimischer Fabrikation oder mit irgend einem europäischen Farbstoff gefärbt, nachdem derselbe mit Galläpfel-Wasser gelocht worden ist. Weiß und Schwarz werden von den Hindus als Ursprung aller Farben betrachtet und als Extreme wie als wichtige Bestandteile aller andren Farben angesehen. Die indische schwarze Farbe zum Färben der Stoffe wird erzielt, indem man alte verrostete Eisenstücke in trocknen Pisanblättern brennt, das Produkt in Wasser mit Zunderrohrscheiden und zerstoßenen Früchten der Semicarpus Anacardium kocht und die festen Bestandteile entfernt. Gelb erhält man, indem man bengalischen Safran mit „Aplacaram“, einer sodaähnlichen Substanz, auflöst und in Wasser mit Galläpfel-Substanz kocht. Grün wird durch Auflösung reinen Indigos in ähnlich behandeltem Wasser gewonnen. Andre Farben werden auf ähnliche Weise bereitet, und jede Farbe wird für sich aufgetragen. Schließlich werden die Stoffe in gekochtem Reiswasser eingeweicht und aufgespannt, worauf sie für den Markt fertig sind. Der Preis einer Bettdecke von Kham-Mar variiert von 1/2 bis 2 Rupien (die Rupie ist ca. 1,35 M.). Der Stoff ist haltbar und von echter Farbe; er wird gewöhnlich von den Mohamedanern Singapores, Sumatras und ander Orte gebraucht. In Indien ist derselbe bei Hochzeiten sehr begehrt und wird bei diesen Gelegenheiten von den mittleren Klassen als Decke der Tragbetten oder Sänften („palangh-posh“ oder „palampore“) benützt. Ebenso wird der Stoff auch in ausgedehntem Maße zur Dekorations von Hinduwagen verwendet. —

Archäologisches.

— Ein Schulschein aus Gazellenleder. Zu den Ueberraschungen, die der Wästenfund Meghyptens immer wieder spendet, gehören auch drei griechische Urkunden, die nicht auf Papyrus geschrieben sind, sondern auf einem noch viel dauerhafteren Material,

auf Leder. Zuerst schenkte man den weißlichen Lederstücken, die einem Zellaßen zu Gebelien in Ober-Meghypten abgetauft waren, wenig Beachtung, bis ein östreichischer Gelehrter sie im Museum zu Gizeh sah und Schriftzüge auf ihnen bemerkte. Sie stammen ohne Zweifel aus Nubien, sind aus dem sechsten nachchristlichen Jahrhundert und geben uns Kunde von dem Volksstamme der Blemyer und dem Soffiaate seiner Häuptlinge. Die eine beginnt so: „Ich Argon, Sohn der Laize, Silberarbeiter, habe von Dir, Noiamet, in ziemlich schwerem Kleingelde Goldstücke 11, sage es, und nicht mehr erhalten, und werde dir diese geben, wann du es wollen wirst“, ist also ein richtiger Schulschein, für den ja das dauerhafte weiße Gazellenleder besonders geeignet erscheint. Auch eine koptische Urkunde, auf Krokodilleder geschrieben, ist kürzlich bekannt geworden. Uebrigens war das Leder als Schreibmaterial schon im ältesten Meghypten durchaus nicht unbekannt, wie denn in der Wandinschrift des uralten Tempels zu Denderah ein Plan dieses Gebäudes auf Tierhaut gezeichnet erwähnt wird und wie König Thutmosis III., um 1500 v. Chr., die Nachricht von seinem großen Siege über die Syrer bei Megiddo auf eine Lederrolle im Tempel des Ammon vereinigen ließ. —

Psychologisches.

— In der „Zeitschrift für Psychol. und Physiol. d. Sinnesorg.“ macht Dr. W. Sternberg eine interessante Mitteilung über eine von ihm ausgeführte Prüfung der Geschmacksempfindung bei einem ohne Gehirn geborenen Kinde. Es wurden dem Kinde 26 Stunden nach der Geburt — das Kind blieb zehn Tage am Leben, eine für derartige Mißbildungen ungewöhnlich lange Dauer — süß, bitter, salzig und sauer schmeckende Flüssigkeiten mittels verschiedener Haarpinsel auf die Zunge in den Mund eingelragen. Nachdem die süße Lösung auf die Zunge gebracht war, schlug das Kind die Augen auf, spitzte den Mund, schmeckte zum erstenmal — es hatte bis dahin überhaupt keine Nahrung zu sich nehmen wollen — mit sichtlichem Behagen, und biß sogar auf den Pinsel. Als sodann die bittere Lösung auf die Zunge gebracht wurde, verzog sich sofort das Gesicht, das Kind wandte den Kopf ab, hob ihn wiederholt etwas hoch und brachte mit dem Speichel die eingebrachte Flüssigkeit wieder zurück. Wurde jetzt wieder mit der Zuckerslösung gepinselt, so wehrte das Kind zwar bei den ersten Versuchen ab, bald aber schluckte es wiederum und biß mit Behagen zu. Die saure Eßigs-lösung hatte zur Folge, daß das Kind kläglich das Gesicht zu dem „sauren Gesicht“ verzog, unruhig wurde, den Kopf in die Höhe hob und bei Seite wandte, also Mißbehagen empfand. Auch jetzt wich dieses einem behaglichen „süßen Gesichtsausdruck“ bei nochmaligem Vepinseln mit der Zuckerslösung. Auch die salzige Lösung bewirkte, daß das Kind unruhig wurde, den Mund zusammenpreßte und nicht schluckte. Hiernach sind auch von dem gehirnlosen Kinde dieselben mimischen Reflexbewegungen ausgeführt worden, wie sie bei Erwachsenen bekannt sind und bei neugeborenen normalen Kindern in der letzten Zeit mehrfach nachgewiesen worden sind. Der hier mitgetheilte Fall betrifft die erste in der Litteratur veröffentlichte Untersuchung der Geschmacksempfindung an einem gehirnlosen Kinde. In Preyers Werk „Die Seele des Kindes“ findet sich zwar eine kurze Angabe über die Geschmacksempfindung solcher Mißbildungen; jedoch ist ein derartiger Fall in der Litteratur nicht veröffentlicht worden. —

Notizen.

— Nicolaus Krauß' Roman „Die Stadt“ (Schlußband der Romantrilogie „Heimat“) erscheint Mitte Oktober bei F. Fontane u. Co. in Berlin. —

— E. Carlweis' Komödie „Der neue Simson“ wird die nächste Novität des Wiener Deutschen Volkstheaters sein. —

— Drei unbekannt gebliebene Männerköpfe von Robert Schumann sind in der Sammlung von Charles Malherbe in Paris gefunden worden. —

— Die Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie schließt mit einem großen finanziellen Defizit ab. —

c. Der Schulunterricht in Japan. Seit Einführung einer Erziehungsbehörde in Japan (1871) sind fast 30 000 Elementarschulen erbaut worden. In diesen werden 4 000 000 Schüler unterrichtet, von denen ein volles Viertel Mädchen sind. Seit dem Jahre 1880 besteht der Schulzwang für alle Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren; aber bis jetzt wird noch Schulgeld erhoben. Im Jahre 1888 gab es 46 Seminare mit 4416 männlichen und 662 weiblichen Schülern. Wöchentlich werden 28 Unterrichtsstunden erteilt; Sonntag ist Ruhetag. Der Religionsunterricht fehlt vollständig. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 22. September.